

Prinzessin Diana und die Renaissance des Sozialen

Rückblick auf die Massentrauer nach dem Tod der Princess of Wales - zehn Jahre danach

Am 31. August 2007 jährte sich der Todestag von Prinzessin Diana zum zehnten Mal. Zu diesem Anlass wurde ich einige Male um Interviews gebeten zu der Frage, ob und warum sich viele Menschen und insbesondere die Medien immer noch und so gerne mit der Person und den Vorgängen um Diana und ihren Tod in einem Pariser Autobahntunnel beschäftigen. Häufig genannt wird von Dianas AnhängerInnen, dass sich die Prinzessin für Arme, Alleinerziehende, Aids-Kranke, Minenopfer und weitere Gruppen von Benachteiligten eingesetzt habe. Sie habe Partei ergriffen für die Ausgegrenzten und für mehr Mitmenschlichkeit geworben.

Dies schien mir eine gute Gelegenheit, meinen (nicht veröffentlichten) **Vortrag**, den ich im **Sommersemester 1999** an der Fachhochschule Lausitz gehalten habe, aus den Tiefen meiner Festplatte herauszukramen und hier ins Netz zu stellen. Er ist zum Teil noch immer aktuell, soweit es um Erklärungen der Faszination geht, die Diana weiterhin ausübt, zum anderen wirft das Geschehen einige Forschungsfragen auf, die im heutigen Abstand zu den Ereignissen besser beantwortet werden könnten, von mir allerdings bislang nicht weiter erforscht wurden. Dazu gehört etwa, was aus dem Einfordern von mehr Mitmenschlichkeit in Groß Britannien und Westeuropa geworden ist. Vielleicht fühlt sich ja jemand angeregt zu weitergehender Forschung.

Der hier abgedruckte **Vortrag** ist seinerseits entstanden aus einer **Ringvorlesung** an der Freien Universität Berlin, die ich zusammen mit Sigrid Koch-Baumgarten im Wintersemester 1997/1998 organisiert und durchgeführt habe. Aus ihr wiederum ist ein **Buch** hervorgegangen, das im **Herbst 1999** im **Psychosozial-Verlag** (Gießen) erschienen ist (**Titel: Mythos Diana. Von der Princess of Wales zur Queen of Hearts. Herausgeberinnen: Sabine Berghahn und Sigrid Koch-Baumgarten**).

Meine Webseite: <http://userpage.fu-berlin.de/~berghahn>

April 1999

Prinzessin Diana und die Renaissance des Sozialen

(Vortrag gehalten auf Einladung der Seniorenhochschule an der FH Lausitz in Cottbus im Frühjahr 1999)

Gliederung:

Vorweg: Wieso dieses Thema?

1. Diana und das Soziale - an den Haaren herbeigezogen? (Einleitung)
 2. Trauer und Identifikation: Wieso kam es zu solchen Gefühlaufwallungen, was für ein Mythos entsteht hier?
 - Der Verbreitungsgrad der Anteilnahme
 - Analogien als Voraussetzung von Identifikation und Mythenproduktion
 - Diana und die Marienverehrung
 - Massentrauer als Symbolisierung von politischem Protest in Großbritannien
 - Persönliche Identifikationsmomente als Ausdruck des individuellen Leidens an gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen
 - Diana als modernes Opfer
 3. Gab oder gibt es eine Renaissance des Sozialen in Großbritannien?
 - Spenden, Spenden, Spenden - für den Diana Memorial Fund
 - Ein Beispiel für die sozialpolitische Bedeutung der „Gemeinschaft der Ausgegrenzten“: Diana und die Alleinerziehenden
 - Selbstvergewisserung des Gemeinwesens über solidarische Werte in Zeiten des Umbruchs
 - Wiederaufwertung des Sozialstaats in Großbritannien durch New Labour?
 4. Und in Deutschland oder anderswo?
-

Vorweg: Wieso dieses Thema?

Normalerweise beschäftige ich mich mit weitaus nüchterneren Materien, vorzugsweise mit Verwaltung und Organisation sozialer Dienste sowie verschiedenen Rechtsgebieten. Bevor ich aber an diese Fachhochschule kam, war ich Dozentin am Fachbereich Politische Wissenschaft der Freien Universität Berlin (FU). Als Prinzessin Diana am 31. August 1997 starb und ihr Tod weltweite Aufmerksamkeit und Massentrauer hervorrief, beschlossen eine Kollegin und ich, das Thema umgehend zum Gegenstand einer interdisziplinären Ringvorlesung an der FU zu machen. Was uns so interessant erschien, formuliert Dietmar Schirmer, ein Vortragender in der Ringvorlesung folgendermaßen:

„In jener Nacht, in der die Princess of Wales in einem Pariser Straßentunnel ums Leben kam, begann ernsthaft die Arbeit an ihrem Mythos. Davor war sie etwas anderes gewesen, eine Ikone der Popkultur,

ein sentimentales Identifikationsobjekt für ein dem Märchen wie dem Schicksalshaften zugetanes Publikum. Erst vermöge ihres Todes fand sie Eingang ins gehobene Feuilleton und in die politische Kommentierung; erst nach ihrem Tod konnte ihre Transformation von der *global celebrity* zur mythischen Person - was nichts anderes ist als die Transformation vom Klatsch zum Symbolhaften - beginnen.“

(Dietmar Schirmer in seinem Beitrag „Zerrissene Welt, verborgener Sinn. Zur Funktion des Mythos in der (Post-)Moderne“ zum Sammelband „Mythos Diana: Von der Princess of Wales zur Queen of Hearts“, Gießen 1999, S. 31-46, 31)

Zur wissenschaftlichen Aufhellung wollten wir also eine Ringvorlesung veranstalten. Gesagt, getan: Im Verlauf des Wintersemesters 1997/98 fanden 13 Vorträge von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verschiedenster Disziplinen von der Politikwissenschaft über die Soziologie, die Geschichte, die Kommunikationswissenschaft, die Germanistik und Romanistik bis zur Religionswissenschaft statt. Die Vorträge kommen demnächst als Buch mit dem Titel „Mythos Diana: Von der Princess of Wales zur Queen of Hearts“ heraus, entsprechende Ankündigungszettel habe ich mitgebracht.

Sie mögen die Vorgänge um den Tod einer Prinzessin und die medial vervielfältigte Trauer vielleicht als ein etwas ungewöhnliches, geradezu „halbseidenes“ Thema für die universitäre Wissenschaft empfinden. Jedenfalls stellten uns Presse- und Fernsehleute - die Ringvorlesung selbst fand nämlich ein überwältigendes Medienecho - immer wieder die Frage, was denn da „wissenschaftlich“ zu erforschen sei und ob sich die „bleibenden“ Wirkungen Dianas schon nach so kurzer Zeit herausfinden ließen. An diesen Einwänden ist insofern etwas Wahres dran, als die zeitliche Nähe zum Geschehen vielleicht dazu veranlaßt, die Bedeutung der Person und der Ereignisse überzubewerten. Da sich aber auch schon während der vier bis fünf Monate, als die Ringvorlesung lief, Interesse und Bewertungen in der Öffentlichkeit und den Medien veränderten und die Vortragenden dies reflektieren konnten, bestand nicht die Gefahr, daß die wissenschaftliche Befassung nur ein Abklatsch oberflächlicher Gefühlsreportagen werden würde.

1. Diana und das Soziale - an den Haaren herbeigezogen? (Einleitung)

Was war nun wissenschaftlich so interessant am Tod der Prinzessin und an den Trauerreaktionen? Und was hat das ganze mit einer möglichen Renaissance des Sozialen, also einem Wiederaufleben der öffentlichen Wertschätzung für Mitmenschlichkeit, Sozialstaatlichkeit, Wohltätigkeit, Gleichheit und Gerechtigkeit zu tun? Gibt es eine solche Renaissance überhaupt? Gibt es sie in Großbritannien und/oder bei uns in Deutschland und wenn ja, worin besteht sie und ist ein Zusammenhang zu Lady Dianas Tod und dem gegeben, was man als ihre „Botschaft“ an die Nachwelt

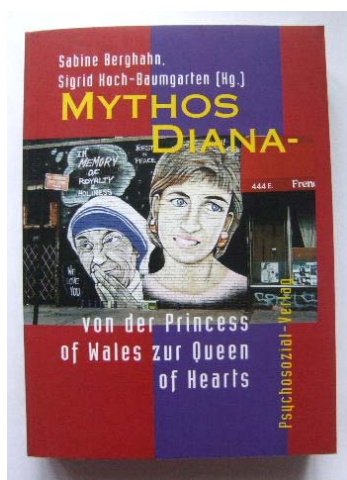
auffassen könnte? Worin besteht ihre „Botschaft“ oder - anders ausgedrückt - ihr „Mythos“ und wie konnte er entstehen? Vielleicht finden Sie schon diese Fragestellungen an den Haaren herbeigezogen, wo doch die betrauerte Person zwar sozial und karitativ engagiert auftrat, dies aber ohnehin zur Rolle königlicher Familienmitglieder gehört und Diana Spencer ein ganz besonders glamourvolles und schwerreiches Mitglied des internationalen Jetsets war, so daß ihre Befassung mit sozialem Elend, mit Krankheit, Tod und Ausgrenzung aus skeptischer Sicht wenig authentisch erscheint.

Anlaß für meine Frage nach einem möglichen Zusammenhang zwischen Dianas Tod und einer Renaissance des Sozialen ist die Hervorhebung des karitativen und werbewirksamen Eintretens der Prinzessin für Benachteiligte, für Aidskranke, Arme und Obdachlose, für alleinerziehende Mütter, Minenopfer, Drogenkranke usw. Dieses Engagement wurde denn auch bei allen Trauerbekundungen stark hervorgehoben, man denke nur an die neben den Prominenten in die Kathedrale von Westminster geladenen Vertreterinnen und Vertreter von Wohltätigkeitsorganisationen und Projekten, man denke an die Rede des Premierministers Tony Blair, der aus dem Brief des Apostels Paulus an die Korinther „Über die Liebe“¹ vortrug. Überhaupt der Trauergottesdienst! Hier wurde immer wieder - wie bei einer Heiligen - auf Dianas vorbildliches Engagement hingewiesen, auf ihre tätige Liebe zu Armen, Kranken und Ausgestoßenen, auf den schmerzlichen Verlust für die Wohltätigkeitsorganisationen, mit denen sie sich identifiziert hatte. In den abschließenden Gebeten („Lord, hear our prayer“) erbat der Erzbischof - in dieser Reihenfolge - für Diana, ihre Familie, die königliche Familie, alle Trauernden, der Prinzessin Leben und Werk und schließlich „für uns selbst“ Gottes Beistand. In der letzten Passage erbat er für uns alle „dasselbe Mitgefühl“ und „dieselbe Hinwendung zu anderen“ und schloß auf diese religiös-rituelle Weise den Kreis der sozialen Transzendenz zwischen Gott, der Verstorbenen, Individuum, Gruppen und der Gesellschaft im ganzen.

Bezüglich sozialer und wohltätiger Aspekte denke man natürlich auch an den ins Leben gerufenen Spendenfond, der Millionen über Millionen eingespielt hat, nicht zuletzt durch den Verkauf von Elton Johns Memorial-CD „Candle in the Wind“, an die Geschäfte anderer Gedächtnisartikelproduzenten, die mit viel Diana-Kitsch sich eine goldene Nase verdienten, gleichzeitig jedoch zur Wohltätigkeit beitrugen. Man denke aber ebenso an die Vermutungen politischer Kommentatoren, daß nach den sozial knallharten Jahren der Thatcher- und Major-Ära Dianas öffentliches Insistieren auf Mitgefühl und Mitmenschlichkeit das Lebensgefühl der von Deregulierung und Sozialabbau

¹ Am Schluß der vorgetragenen Passage tauschte Blair das Wort „charity“, also Wohltätigkeit, gegen das Wort „love“, Liebe, aus: „...Glaube, Hoffnung, Liebe, diese Drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen!“ Dies entspricht der neuenglischen Bibel, die in den frühen sechziger Jahren dieses Jahrhunderts herauskam, und wohl auch der deutschen Bibel-Übersetzung. Liebe meint sicherlich ein breiteres Spektrum mitmenschlicher Gefühle, die sowohl die persönliche Liebe als auch eine allgemeinere Form der Nächstenliebe sowie die klassische Wohltätigkeit umfassen.

gebeutelten Briten auf den Punkt gebracht habe, was gut zu der Parole von New Labour paßte, ein modernes, aber wieder sozial abgefedertes Großbritannien schaffen zu wollen. Und man denke schließlich an die Koinzidenz der Todesfälle von Diana und Mutter Teresa in derselben Woche - dazu das Plakat, welches ein Graffiti aus New York zeigt, wobei beide als Vorbilder von Mitmenschlichkeit und sozialem Engagement herausgestellt werden. (Das Plakat wurde daher auch zu unserem Buchcover.)



Soweit mein Aufhänger! Nun will ich etwas systematischer verschiedenen Fragen über die Zusammenhänge nachgehen. Zunächst die allgemeineren Aspekte.

2. Trauer und Identifikation: Wieso kam es zu solchen Gefühlsaufwallungen, was für ein Mythos entsteht hier?

Der Verbreitungsgrad der Anteilnahme

Die Gefühlsaufwallungen betrafen sehr viele Menschen zumindest in der westlichen Welt, in der sog. Dritten Welt deutlich weniger, im ehemaligen Ostblock hielt sich die Aufmerksamkeit auch eher in Grenzen; im Osten Deutschlands war die Anteilnahme wohl ebenfalls nicht so stark wie im Westen Deutschlands. Das Maß des Interesses hängt von der spezifischen politischen und medialen Kultur ab, es hängt vom Stand der Differenzierung und Individualisierung einer Gesellschaft ab, und so erklärt es sich, daß vor allem in West- und Mitteleuropa und in Nordamerika so heftig getrauert wurde. Aber auch dort gab es natürlich viele, die nicht trauerten und den Ereignissen und der Person wenig Bedeutung zumaßen.

Analogien als Voraussetzung von Identifikation und Mythenproduktion

Für viele andere aber bot die Person und Geschichte von Lady Diana eine ideale Projektionsfläche und vielfältige Identifikationsmomente. Das macht auch einen Großteil des Stoffes aus, aus dem Mythen gestrickt werden: Menschen, die sich für Dianas Schicksal interessierten, identifizierten sich entweder *persönlich* oder stellten *auf einer mehr intellektuellen Ebene*

Betrachtungen über die politische Bedeutung eines solchen Ereignisses sowie über Analogien und Unterschiede zu anderen Geschehnissen an. Und mit der *Analogie* ist auch schon ein Baustein für die Mythenproduktion benannt:

„Durch die Analogie gewinnt die ganze Welt einen Sinn, wird alles bezeichnend und kann alles bezeichnet werden innerhalb einer symbolischen Ordnung, in der alle (...) positiven Kenntnisse sich in der ganzen Fülle ihrer Einzelheiten fügen.“

(M. Godelier: Mythos und Geschichte. In: Klaus Eder (Hg.): Die Entstehung von Klassengesellschaften, Frankfurt 1973)

Im Mythos, so noch einmal Dietmar Schirmer in seinem Beitrag zu unserem Sammelband, wird also „die Mannigfaltigkeit singulärer Beobachtungen und Fähnisse zu einer einheitlichen Ordnung von Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten synthetisiert.“

Daher unterscheidet man in der Forschung über Massenkommunikation drei Typen von persönlicher Identifikation:

- Identifikation mit dem geliebten Objekt, das aber verloren, verboten wurde oder unerreichbar geworden ist,
- Identifikation mit einer Person, an deren Platz wir gerne sein möchten,
- Identifikation mit einer Person, die wie wir fühlt, in Sympathie zu uns steht in der Beziehung auf Zuneigung

(Watters/Jedele/Steinmann: Der Tod von Prinzessin Diana als Medienereignis, Bern 1998, S. 7).

Bei Prinzessin Diana sind *alle drei Aspekte angesprochen*: Sie war ein geliebtes Objekt der Reporter und LeserInnen der yellow press, wurde aber durch ihre Verstoßung aus dem Königshaus öffentlich marginalisiert und es stand zu befürchten, daß sie - auch durch ihre zunehmende Presseabwehr - immer unerreichbarer für das interessierte Publikum werden würde. Durch ihren Tod wurde sie erst recht unerreichbar, aber besonders schlimm war, daß das Unrecht, das in den Augen vieler ihr durch Prinz Charles, vor allem durch Königin Elisabeth angetan worden war, nun niemals wiedergutmacht werden würde.

Diana war natürlich auch eine Person, an deren Stelle viele Menschen zu Lebzeiten gerne gewesen wären. Ihre „Märchenhochzeit“ hat - nach eigenem Bekunden - sogar die radikale Feministin Alice Schwarzer damals fasziniert vor den Bildschirm gelockt. Und selbst angesichts ihres Unglücks, etwa in trauriger Pose vor dem Taj Mahal, mag sich manche Zuschauerin noch bewundernd vorgestellt haben, wie es wohl wäre, wenn ihr selbst soviel emotionale Aufmerksamkeit zuteil werden würde.

Schließlich war auch das dritte Kriterium der Identifikation erfüllt, denn Lady Diana wurde als in besonderer Weise mitfühlende Seele mit den Benachteiligten und Ausgestoßenen, aber auch mit den ganz normalen

Menschen öffentlich dargestellt. Ob sie es im tiefsten Inneren ihrer Seele tatsächlich war, darüber können wir nur spekulieren, es spricht aber einiges dafür, daß sie ihre eigenen Unsicherheiten und Verletztheiten durch eine übergroße Hinwendung zum Guten, zum Mitmenschlichen, zum Mitgefühl kompensiert und ansatzweise bewältigt hat. Dies jedenfalls war auch die Deutung ihres Bruders in seiner Trauerrede in der Kathedrale von Westminster.

Diana und die Marienverehrung

Nach ihrem Tode wies die Trauer um die tote Prinzessin geradezu Merkmale von Marienverehrung auf. Diese ist davon geprägt, daß zu der „Heiligen Jungfrau“ und „Mutter Gottes“ eine besondere Gefühlsbeziehung aufgebaut wird, ein Verhältnis, das als durchaus zweiseitig empfunden wird, also auch als Zuneigung und Hilfe der verehrten Madonna aus dem Jenseits. Rebekka Habermas, eine weitere Vortragende aus der erwähnten Ringvorlesung, schreibt dazu in unserem Sammelband:

„Die wahrscheinlich wichtigste Voraussetzung, um zu einer solchen Figur zu werden, liegt in der Fähigkeit, eine ganz besondere Vertrauensbeziehung zum sogenannten Volk aufzubauen. Maria wie die Princess of Wales konnten eine besondere Vertrauensbeziehung dadurch aufbauen, daß sie als Figuren in Szene gesetzt wurden, denen, obschon von einer anderen Welt, nichts Menschliches fremd ist. So gab die Princess of Wales vor, ‘eine von uns’ zu sein und war doch die zukünftige Königin und damit eine fast sakrale Gestalt. Maria wiederum ist unter allen Heiligen diejenige, die am besten um die menschlichen, allzu menschlichen Dinge weiß: So wird selbst in der katholischen Dogmatik davon gesprochen, daß sie ‘durch ihre Kreatürlichkeit und durch ihren Charakter als Erlöste (...) auf unsere Seite’ gehöre. In Tony Blairs Worten heißt es etwas kürzer, dafür aber prägnanter über Lady Di, sie war ‘the people’s princess’.“

(Rebekka Habermas: „The People’s Princess: Heiligenverehrung und Marienkult“, Mythos Diana, a.a.O., S. 107-116, 109)

Die Beziehung von gegenseitiger Zuneigung und Hinwendung entstehe bei Maria, so Habermas, u.a. dadurch, daß sie Gnade walten lasse und verzeihe,

„wo andere Repräsentanten des Sakralen zur Rute greifen. Auch die Princess of Wales enthielt sich aller Verurteilungen. Statt wie Prinz Charles die Natursünder zu maßregeln und sich über Architekten und ihre Begrenzungen zu ereifern, statt -wie später die Königin - das Volk in seiner Trauer zu maßregeln, kritisierte Diana selbst in ihrem Feldzug gegen die Landminen die Täter nie mit vergleichbarer Selbstsicherheit und moralischer Überheblichkeit. Auch die, die nicht nur aus gesundheitlichen, sondern auch aus vermeintlich moralischen Gründen im Abseits stehen - etwa Aidskranke oder alleinerziehende Mütter - wurden von Lady Di nie ermahnt oder gemaßregelt. Im Gegenteil, sie begegnete allen im Gewande

der Gnade und weder mit einem ermahnenen Unterton noch als eine Königin, die Respekt und Distanz einfordert und sich über die Gebrechen und Verfehlungen ihrer Untertanen erhebt. Kurzum, die Form der Vertrauensbeziehung, die Maria wie Diana aufbauen, gründet auf Respekt, mehr noch, sie verschafft dem anderen die Anerkennung als ein ebenbürtiges Gegenüber und beschert damit das ebenso tiefe wie rare Gefühl, verstanden zu werden.“ (S. 110)

Massentrauer als Symbolisierung von politischem Protest in Großbritannien

Über diese allgemein menschlichen Identifikationsmomente hinaus hatte die Massentrauer natürlich spezifisch britische und deutlich politische Elemente: Nämlich in erster Linie Protest gegen die verkrustete Monarchie und altmodisch-distanzierte Form politischer Repräsentation durch das Königshaus. Die trotzig Massentrauer, die dazu führte, die Königin zur eigenen Trauerbekundung und Demutsbezeugung gegenüber der verstorbenen Schwiegertochter zu zwingen, dieser „Kampf“ des Volkes mit der Königsfamilie, war Ausdruck des emotionalen Protests. Im gleichen Jahr, 1997, hatte es zudem einen erdrutschartigen Wahlsieg der Labour-Partei gegeben, der den Wunsch weiter Bevölkerungskreise nach einem gesellschaftspolitischen Kurswechsel ausdrückte. Aber erst mit Dianas Tod war der Mangel an Solidarität und Mitmenschlichkeit der konservativen Regierungsepoche allen „so richtig“ aufgefallen, man beklagte, daß diese Gesellschaft eine große Vielzahl von Ausgegrenzten produziert hatte und daß der Umgang mit den Ausgegrenzten die selbst proklamierten humanen Werte der Gesellschaft verletze. Thematisiert wurden im Zusammenhang mit Lady Dianas Wirken darüber hinaus auch das internationale Armutsgefälle und insbesondere Grausamkeiten und Inhumanitäten gegenüber Kindern (z.B. Minenopfern).

Persönliche Identifikationsmomente als Ausdruck des individuellen Leidens an gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen

In der „allgemein menschlichen“ Dimension der Identifikation mit Dianas Leiden zeigen sich viele Mosaiksteine der Probleme von modernen Existenzen: Diana Spencer war eine trotz Schönheit, Anmut und Bemühen um das Gute im Privaten ungeliebte, betrogene Frau, sie war eine Glückssuchende ohne Erfolg. Bulimie und andere psychische Krankheitssymptome setzten ihr zu, sie unternahm hektische Kompensationsversuche mit Liebhabern und sogar mehrere Selbstmordversuche, nach beiderseitigen öffentlichen Beschuldigungen und Geständnissen willigte sie schließlich in die Scheidung von Prinz Charles ein, obwohl sie sich als Kind geschworen hatte, ihre eigene spätere Familie niemals auseinander- und kaputtgehen zu lassen,

wie ihre Eltern es getan hatten. Sie stürzte sich in die Arbeit, die Wohltätigkeit im Lande zu fördern, auf internationaler Ebene Landminen zu bekämpfen und Sprachrohr für Ausgestoßene zu sein. Sie verkörperte Freundlichkeit, Scheuheit und Anmut nicht nur als persönliche Eigenschaften, sondern geradezu als gesellschaftspolitisches Programm. Außerdem stellte sie sich als alleinerziehende Mutter dar und symbolisierte so die „moderne Mutter“ schlechthin, sie unternahm den Versuch, ihren Söhnen, vor allem dem Thronfolger Prinz William, soziales Verantwortungsgefühl beizubringen.

Identifikationsträchtig war dies allemal, denn es drückte Erfahrungen aus, die Normalmenschen ebenfalls machen, wenn auch nicht so herausgehoben. Viele Konsumenten der Medien glaubten sie daher besser zu kennen als eigene Familienmitglieder, denn die Identifikation mit der öffentlichen Person war und ist gefahrloser, Gutes und Schlechtes steht glorioser da, die Ambivalenzen werden noch deutlicher und tragischer als beim profanen eigenen Schicksal oder dem der Nachbarin. Erstaunlicherweise ging die Identifikation quer durch alle Schichten und durch beide Geschlechter: Typisch ist der Ausspruch eines trauernden schwarzen Busfahrers, der sagte: „Sie war wie eine Tochter!“

Dennoch bietet gerade der Geschlechterkonflikt erheblichen Identifikationsstoff. Nur durch die Ehe mit dem designierten Thronfolger konnte sie soviel Aufmerksamkeit und Wertschätzung erlangen, aber letztlich zeigten das Drumherum dieses Auserwähltwerdens (jung, jungfräulich, standesgemäß und nicht aufmüpfig) und die spätere „Abfertigung“ in der Ehe und bei der Scheidung auch den patriarchalischen Charakter britischer Geschlechterverhältnisse, am königlichen Hofe wie in der Vorstadt von Birmingham. Viele Frauen empfinden sich im Hinblick auf Zweierbeziehungen, Trennungen und Scheidungen wie Diana als Opfer, aber auch als aktiv Rache Nehmende, als Leidende, als Sehrende, als heroische Person, auch wenn sicherlich kaum eine Frau solche Entschädigungsbeträge zugebilligt bekommt wie Diana. Männer dagegen dürften entweder die Geschlechterdichotomie ignoriert haben oder die Konstellation umdreht haben, so daß sie als Opfer ihrer Ehefrauen oder Ex-Ehefrauen dastanden, oder aber sie hatten ein schlechtes Gewissen gegenüber ihren schlecht behandelten Partnerinnen oder Ex-Ehefrauen.

Jenseits von Geschlechterrollen sind Betrogenwerden und Scheidung jedoch als moderne Erfahrungen zu verstehen, die immer mehr Menschen zuteil werden. Verbindend ist auch die Suche nach neuen Partnern im Anschluß an die Enttäuschung, die vielfach wiederkehrende weibliche Hoffnung auf einen Märchenprinzen, hier in Gestalt des internationalen Playboys ägyptischer Abstammung „Dodi“ (Ermad) al Fayed, der trotz seines und seines Vaters Reichtums gleichzeitig ein Ausgegrenzter bzw. ein in der britischen High Society nicht Akzeptierter war.

Die Konstellation „Di und Dodi“ bot Identifikationspunkte für Moslems, ja für Immigranten, aber auch weitergehend für die Versöhnung von Orient und Okzident, für Hoffnungen auf eine friedliche multikulturelle Gesellschaft und vieles mehr. Der Unfalltod und die Verschwörungstheorien, die sich alsbald darum rankten, waren wiederum Ausdruck von Enttäuschung, von Wut und Erbitterung oder Resignation.

Nochmals soll hier Rebekka Habermas zitiert werden, die darauf verweist, daß Dianas öffentliches Leiden auf ein Phänomen aufmerksam macht, das Soziologen gerne als „Individualisierung“ und „zweite Moderne“ bezeichnen,

„Begriffe, die vor allem die Außensicht eines Veränderungsprozesses beleuchten, der aus der Innensicht betrachtet nicht selten mit einem verwirrenden Gefühl von Hilflosigkeit, diffuser Verunsicherung, ja Angst einhergeht, bedeutet es doch für viele, daß man sich von alten Lebensformen verabschieden muß, ohne zu wissen, wie neue gefunden werden können. Wie häufig in Situationen grundlegenden Wandels empfinden diejenigen, die am meisten zu gewinnen haben, die Verluste am schmerzhaftesten: Die Frauen, die mehr denn je am eigenen Lebensentwurf basteln dürfen, erkennen am deutlichsten auch die Mühen, die das bedeutet. Und genau diese Mühe, dieses Leiden, das nicht ohne Lust war, wurde von der Princess of Wales in aller Öffentlichkeit vorgelebt: Immer deutlicher zeigte sich, daß sie nicht mehr unter den Windsors, sondern unter dem Kampf um eine Lebensform litt - ein langer, schmerzhafter und sehr persönlicher Kampf, der jedoch für viele von exemplarischer Bedeutung war. Dies umso mehr, als Diana durch diese Mühen - so schien es zumindest - zu einer Lebensform fand, in der sie sich mit ihren widersprüchlichen Bedürfnissen und Anforderungen versöhnte.

Es gelang ihr, Prinzessin im Glamour des Showbiz zu sein und gleichzeitig - und zwar nicht im Gestus traditioneller huldvoller Herablassung - für Arme und Bedürftige zu sorgen; aufopferungsvolle Mutter und begehrte Geliebte. (...) Kaufte sie sich die teuersten Designerklamotten, die sie fast stündlich wechselte, so organisierte sie wenig später einen Wohltätigkeitsbasar, auf dem sie all diese Kleider zum Verkauf anbot, um sich dann wieder in Jeans und T-Shirt fotografieren zu lassen. Sie hätte fast die britische Monarchie gestürzt und war doch Verehrerin des Königtums und Vertreterin des englischen Hochadels. (...) Sie propagierte eine kindgerechte Erziehung, war im Unterschied zu Charles bei allen Kinderkrankheiten sofort zugegen, und doch ließ sie ihre Kinder an den wenigen gemeinsamen Wochenenden, die ihr nach der Trennung noch blieben, von einer Nanny betreuen.“ (S. 113)

Daher war sie eben nicht, was Alice Schwarzer von ihr behauptet hat, eine Person, die sich nicht entscheiden konnte, ob sie eine Frau von gestern oder von heute sein wollte. Vielmehr war sie - Habermas zufolge - genau das

Gegenteil, sie wollte nämlich *beide Frauen in einer Person* integrieren und führte dieses schwierige Unterfangen in aller Öffentlichkeit vor. Daher nochmals ein Zitat von Rebekka Habermas:

„Mehr noch, für genau diese Ambivalenzen und Widersprüche forderte sie den Respekt ein, den sie stets anderen in all ihrem Leiden und ihrer Verletzlichkeit zu gewähren schien. (...) Genau dadurch errang sie - spätestens durch ihren Tod - die Qualität einer Heiligen des 20. Jahrhunderts: Indem sie Respekt vor der schwierigen und häufig schmerzvollen Bastelei an der eigenen Lebensform reklamierte, forderte sie stellvertretend für sehr viele, daß die diffusen Gefühle der Verwirrung, ja der Bedrohung ernst genommen werden.“ (S. 114)

Diana als modernes Opfer

Öffentliche Trauer schafft Gemeinschaft, läßt eine Beschäftigung mit dem eigenen Schicksal und dem irgendwann bevorstehenden Tod zu, läßt Trauer über verpaßte Chancen, verlorene Liebe, eigene Schuld und jenes diffuse Leiden an der Vielfältigkeit und Widersprüchlichkeit moderner Anforderungen an das Individuum zu.

Das Geschehen gibt aber auch Anlaß zu abstrakten Betrachtungen z.B. über das Verschwinden der Privatheit, die Ambivalenz von Reichtum und Prominenz. Dianas Mythos - gemeint ist hier die Kategorie des Personenmythos, der eine spezifische Form von Erzählung ist, eine selektive Biographie mit „mythischen Stationen“ im Sinne biographischer Wendepunkte, die als symbolhaft bedeutend für die Zeitgenossen, die Gemeinschaft und die historische Überlieferung empfunden werden - stellt sich zum Großteil als ein (weiblicher) Opfermythos dar. In unserer Ringvorlesung wurde sie daher ausführlich verglichen mit Königin Luise von Preußen und Evita Peron in Argentinien (vgl. die Beiträge von Rudolf Speth und Marily Martinez-Richter).

Was ist nun das Opferhafte an Diana? Ihr Leben und Tod geben Anlaß zu Deutungen über die zeitgemäße moderne oder post-moderne Form des Opfers und der Gestalt heutiger Tragik. Denn sie hatte gelitten unter dem zum Teil mitverschuldetem Dilemma, das eine arrangierte royale Ehe und das Leiden an der Nichterfüllung des privat-intimen Glückswunsches mit sich bringen, sie starb schließlich an dem leichtsinnigen Machogehabe des betrunkenen Chauffeurs, dem leicht entfesselbare Automobiltechnik, die moderne Waffe schlechthin, an die Hand gegeben war; und noch ihre letzten Lebensminuten wurden vermutlich von „bildgeilen“ Journalisten begleitet, die ja auch Dianas Doppelbotschaft an die Medien folgten, die da lautete: „Spiegle mich und mein Unglück, meine Glückssuche und meine Botschaft in die Öffentlichkeit, aber laß mich gleichzeitig in Ruhe und verletze meine Privatsphäre nicht!“

Bei den klassischen Opfermythen wird in den Tod der Person hineininterpretiert, daß sie sich für etwas oder jemanden geopfert hat, ihr Tod also nicht sinnlos war. Auch diesbezüglich verkörpert Diana ein modernes Opfer, denn ihr Tod wurde als sinnlos, als vermeidbar erkannt, worüber sich niemand mehr Illusionen machen konnte. Vielleicht war dies auch ein Grund, warum ihr Tod als besonders schmerzhaft empfunden wurde, weil nämlich der zuvor beschriebene öffentlich vorgelebte Kampf um das Finden einer eigenen Lebensform inmitten der Widersprüche somit als vergeblich angesehen werden mußte, jedenfalls für das Individuum nicht mit Happy End belohnt wurde.

Beim klassischen Opfermythos wird durch das Sich-Aufopfern in der Regel ein Impuls beim Publikum ausgelöst, die Botschaft weiterzutragen, das Vermächtnis zu erfüllen, ein eigenes Opfer zu bringen, um dem Vorbild nachzueifern. Je nach Gesellschaft und Ideologie geht das bis zum eigenen Opfertod. Heute sucht man - in modernen westlichen Gesellschaften jedenfalls - diese letzte Konsequenz möglichst zu vermeiden, das Opfer drückt sich daher vorzugsweise im Geldspenden aus. Auch so wird Wohltätigkeit hergestellt und bestärkt. Diesen Effekt haben wir im Fall von Dianas Tod besonders deutlich studieren können. Womit wir wieder beim Sozialen wären.

3. Gab oder gibt es eine Renaissance des Sozialen in Großbritannien?

Spenden, Spenden, Spenden - für den Diana Memorial Fund

Das auffälligste Indiz für eine Wiederbelebung und Verstärkung des Sozialen dürfte die Spendenflut sein, die vor allem über den nach ihrem Tode unverzüglich gegründeten Spendenfond hereinbrach. Neben den freiwilligen Spenden und den Benefiz-Konzerten und anderen Veranstaltungen, deren Erlös an den Fond ging, sind vor allem die Verwertungen der Fotos der Prinzessin von erheblicher Bedeutung für das immense Anwachsen des Stiftungsvermögens. Alle Veröffentlichungen mit Foto, alle Kaffetassen mit Dianas Konterfei, jede geschmackvolle und geschmacklose Illustration mit Orginalmaterial ist abgabepflichtig. Auf diese Weise ist das Vermögen der Stiftung sehr schnell auf eine beträchtliche Höhe gestiegen. Ein Jahr nach ihrem Tod wurde gemeldet, daß bereits 244 Millionen Mark zusammengekommen seien.

Was mit dem Geld gemacht wird, wer darüber entscheidet, wie die Botschaft Dianas dort gedeutet wird und welchen Gruppen auf welche Weise geholfen wird, ob auch Mißbrauch getrieben wird und wer ihn betreibt, all dies sind Fragen, die ich hier nicht beantworten kann. Es wäre ein interessantes Forschungsprojekt, zu untersuchen wie sich der „The Diana, Princess of Wales Memorial Fund“, wie er in vollem Wortlaut heißt, auf die gesamte Landschaft der privaten Wohltätigkeit in Großbritannien ausgewirkt hat. Nahe-

liegend ist z.B. die Annahme, daß die Spendenbereitschaft allmählich wieder abgeflaut ist und Spenden für diesen Fond auf Kosten anderer Fonds und Zwecke gehen. Damit hat vermutlich eine Konzentration in der Stiftungslandschaft, ein Verdrängungswettbewerb stattgefunden.

Möglicherweise versucht der Sozialstaat, sich unter Verweis auf private Spendenzuweisungen aus bestimmten Finanzierungsverantwortungen für Projekte und Anliegen zurückzuziehen. Dies ist ein ohnehin schon längere Zeit anhaltender Trend, den wir auch aus deutschen Landen kennen. Zunehmend wird Projektfinanzierung davon abhängig gemacht, daß anderweitige Mittel, auch private, eingeworben werden. Auf diese Art und Weise ändert sich längerfristig die Aufbringungs- und Verantwortungsstruktur von öffentlicher und privater Wohlfahrt in einer Gesellschaft. In Großbritannien wie auch in den USA und anderen westlichen Staaten existiert ohnehin ein sehr großer Anteil privater Wohltätigkeit im Verhältnis zur öffentlichen, wenn auch sich vieles schwer international vergleichen läßt, weil in anderen Ländern keine Kirchensteuer existiert und daher ein großer Teil der Spenden an religiöse Gemeinschaften geht.

Ganz konkret profitiert haben dürften jene Projekte, mit denen sich Diana ausdrücklich identifiziert hat und deren Vertreter zur Trauerfeier eingeladen worden sind. Für sie dürften die Wochen nach dem Tod vermögens- und publizitätswirksam gewesen sein, so daß ihrem Anliegen massiv gedient wurde. Ob sich darüber hinaus neue, auf Dauer gestellte Möglichkeiten zur Ausweitung der Arbeit, des Adressatenkreises, zur Schaffung neuer Hilfeprojekte und Hilfeformen eröffnet haben, wäre eine interessante Frage, die hier aber nicht beantwortet werden kann.

Ein Beispiel für die sozialpolitische Bedeutung der „Gemeinschaft der Ausgegrenzten“: Diana und die Alleinerziehenden

Dieses Beispiel entstammt einem weiteren Beitrag zu unserem Diana-Sammelband. Traute Meyer, eine Politikwissenschaftlerin hat englische Zeitungen untersucht und die Debatten der Konservativen über alleinerziehende Mütter nachgelesen und dabei die These aufgestellt, daß alleinerziehende Mütter sich wegen der gemeinsamen Ausgrenzungserfahrung mit Lady Diana identifiziert haben.²

Jenseits momentaner Aufwallungen von Spendenfreude und privater Wohltätigkeit ließ und läßt sich in Großbritannien nach dem Ende der konservativen Regierungsära insofern eine Renaissance des Sozialen feststellen, als viele Menschen in sozialpolitischer Hinsicht nun etwas aufatmen konnten. In diese Zeit des Aufatmens fiel der Tod von Prinzessin Diana.

² Traute Meyer: Die Lady und die Lästigen. Prinzessin Diana und die Politik der britischen Konservativen gegen Alleinerziehende. Mythos Diana, a.a.O., S. 175-190.

Die konservativ-neoliberale Epoche, verbunden mit dem Namen Margaret Thatchers, obwohl die „eiserne Lady“ schon längst abgetreten war, währte bis zum Wahlsieg Tony Blairs im Frühjahr 1997. Da stellte man fest, wie sehr sich in den 18 Jahren konservativer Herrschaft das Land verändert hatte und wie sehr dabei die Sozialstaatlichkeit gelitten hatte. Sozialleistungen waren zurückgeschraubt und gestrichen worden, Privatisierungen und Deregulierungen hatten die Wirtschaft zwar modernisiert, aber auch die Zwei-Drittel-Gesellschaft und manche anderen „neuen“ Gegensätze ausgeprägt. Vor allem war die Beschäftigung rapide zurückgegangen, besonders bei den gering Qualifizierten, für die traditionelle „Arbeiterklasse“; prekäre Arbeitsverhältnisse vor allem für Frauen, aber auch für Männer, hatten erheblich zugenommen, die soziale Absicherung war brüchiger geworden, die Armut war gewachsen, der Reichtum auch. Die bedeutende Macht der englischen Gewerkschaften, besonders in traditionellen Arbeiterbereichen wie Bergbau und Metallverarbeitung, war von der „eisernen Lady“ gebrochen worden. Die Transformation von der Industrieproduktion zur modernen Dienstleistungsgesellschaft ist auch in Großbritannien rasant vor sich gegangen.

Um zu verstehen, wieso der Machtwechsel nach 18 Jahren Tory-Regierung mit einer Renaissance des Sozialen einhergehen könnte, muß man den vorherigen Regierungswechsel, von 1979, betrachten. Obschon die britische Gesellschaft von jeher stärker Züge einer Klassengesellschaft aufweist als die deutsche, war aber schon der damalige Machtwechsel von der Labour Partei zu den Tories nicht von ungefähr gekommen, d.h. auch in der Mittel- und Unterschicht hatten Unzufriedenheit und Genervtheit geherrscht. Die öffentliche Meinung insgesamt war nach einem „Winter der Unzufriedenheit“ (1978/79) mit Massenstreiks, die vor allem den öffentlichen Sektor und damit Schulen, Krankenhäuser und den Nahverkehr betrafen, zu der Erkenntnis gekommen, daß sich die linken Standard-Strategien und Machtmittel erschöpft hätten. Im kollektiven Gedächtnis hatte sich vor allem eingegraben, daß in diesem Winter die Verstorbenen nicht begraben werden konnten, weil sogar die Totengräber streikten.

Tatsächlich waren nicht nur die Strukturen der englischen Wirtschaft einschließlich der sich antagonistisch gegenüberstehenden Arbeitgeber und Gewerkschaften - von Sozialpartnern wie in der Bundesrepublik konnte man da kaum sprechen - zum Großteil festgefahren und veraltet, auch die Institutionen des englischen Wohlfahrtsstaates entsprachen diesem statischen Bild. Und wie fast überall entwickelten sich die Kosten des Sozialsystems unter dem Einfluß der Massenarbeitslosigkeit zunehmend krisenhaft.

Als Heilmittel gegen solche Zustände wurde Margaret Thatchers Programm eines „autoritären Populismus“ zunächst weitgehend begrüßt und von den Medien besonders unterstützt. Wirtschafts- und sozialpolitisch wurde auf mehr Eigenverantwortung und Honorierung von Leistung gesetzt, soziale Abhängigkeit vom Wohlfahrtsstaat sollte auf ein Minimum reduziert werden,

soziale Leistungen sollten nur diejenigen erhalten, die unverschuldet in Not geraten sind. Personengruppen, die dem Staat gleichwohl beharrlich auf der Tasche liegen, wurden zunehmend stigmatisiert.

Eine Gruppe, der dieses Schicksal besonders deutlich zuteil wurde, waren die alleinerziehenden Mütter. (Alleinerziehende Väter gibt es kaum, zudem sind sie in der Regel ökonomisch besser gestellt.) Dabei gab es für die britischen Konservativen einen ideologischen Konflikt, denn einerseits sollte die traditionelle Kleinfamilie gestärkt werden und damit auch die Bereitschaft der Frauen, wegen der Kindererziehung berufliche Zugeständnisse zu machen, andererseits führte die Aufwertung traditioneller Familienstrukturen beim Auseinanderbrechen von Familien und bei von vornherein „unvollständigen“ Familien dazu, daß die alleinerziehenden Mütter vielfach nicht erwerbstätig waren bzw. sind und von Sozialhilfe lebten und leben. Hinzu kam, daß der Tory-beherrschte Staat wenig unternahm, Kindererziehung und Erwerbstätigkeit zu erleichtern, wir kennen das Problem ja. Was lag also näher, als die Alleinerziehenden als „Schmarotzer“ zu stigmatisieren, um sie in die Erwerbsarbeit zu treiben und so die Kosten für Sozialunterstützungen zu senken?

Die Alleinerziehenden boten sich als Feindbild geradezu an, da Großbritannien zu den Ländern in Europa mit dem höchsten Anteil an Einelternfamilien gehört. Die Zahl der Alleinerziehenden ist nämlich in den Jahren zwischen 1983 und 1996 um 94% gestiegen, 1996 gab es in 23% aller Familien mit Kindern unter 25 Jahren nur einen Elternteil, das ist Platz 1 in Europa. Danach kommt Finnland mit 17%, der EU-Durchschnitt liegt bei 14%. Die Zahl für Deutschland wird in dem Vergleich unserer Vortragenden Traute Meyer mit 13% angegeben.³ Das Problem solcher Statistik ist die Definition des „Alleinerziehens“ (mit oder ohne weitere erwachsene Person im Haushalt) und die Festlegung, bis zu welchem Alter (18, 25 oder 27 Jahre) Kinder im Haushalt nur eines Elternteils gezählt werden. Die hohe britische Quote der Alleinerziehenden hat sowohl mit der großen Scheidungshäufigkeit zu tun als auch mit der weltweit höchsten Rate unverheirateter Mütter unter 20 Jahren (zitiert nach Meyer 1999). Während in Europa im Durchschnitt 68% der Alleinerziehenden erwerbstätig sind gegenüber 61% anderer Mütter, gilt das Umgekehrte für Großbritannien: Dort lag 1996 die Erwerbsquote alleinerziehender Mütter 25 Prozentpunkte unterhalb der anderer britischer Mütter (Eurostat 1998 zitiert nach Meyer 1999).

Zurück zur Stigmatisierung: Anfang der neunziger Jahre wurden alleinerziehende Eltern bzw. Mütter in der Darstellung maßgeblicher konservativer Politiker im Vereinigten Königreich zum „größten Problem unserer

³ Eine andere deutsche Statistik spricht für 1996 von 15%, jedoch sind hier die Kinder bis zum 27. Lebensjahr gezählt, jedoch nur in Haushalten, in denen außer dem einen Elternteil und den Kindern keine weitere erwachsene Person lebt. = BMSFFJ 1998, S. 55. In Ostdeutschland sind Alleinerziehende zahlreicher vertreten als in Westdeutschland.

Tage“ erklärt. So sagte es etwa John Redwood, Minister für Wales in der „Times“ vom 3.7.1993 (Meyer 1999). Die Regierung ging zu einer „deutlich urteilenden Haltung“ gegenüber nichtehelicher Mutterschaft über und stellte nicht-verheiratete Mütter als „verantwortungslose, selbstsüchtige Individuen“ an den Pranger. Den Kindern aus solchen Einelternfamilien wurde zugeschrieben, daß sie krankheitsanfälliger, verhaltensauffälliger und schließlich krimineller seien als Kinder aus Zweielternfamilien, wie der damalige Tory-Innenminister Michael Howard herausstellte (Guardian vom 9.11.1993 zitiert nach Meyer 1999). Den „guten“ Paaren wurden die „bösen“ Alleinerziehenden gegenübergestellt, Wohnungsminister George Young fragte während des konservativen Parteitags 1993:

„Wie erklären wir dem jungen Paar, das auf eine Wohnung warten will bevor es eine Familie hat (...), daß es nicht vor der unverheirateten Teenagerin umziehen kann, die ihr erstes, wahrscheinlich ungeplantes Kind Kind bekommt?“ (Times vom 8.10.1993, zitiert nach Meyer 1999)

Es kamen Ideen auf, die Zahlung von Sozialleistungen davon abhängig zu machen, daß die jungen Frauen in Heime zögen, daß die Großeltern zur Finanzierung herangezogen werden sollten, daß beim zweiten Kind ohne Trauschein die Sozialleistungen gekürzt werden sollten usw.

Der „moralische Krieg“ gegen die Alleinerziehenden führte allerdings fast zum Desaster für die Konservativen: Einige Journalisten hatten sich nämlich daran gemacht, zu überprüfen, ob sich die prominenten Tories selbst an ihre proklamierte Moral hielten. Und siehe da, neben Grundstücksschiebereien wurde auch private Doppelmoral aufgedeckt: Drei Regierungsmitglieder traten im Jahre 1994 innerhalb einer Woche zurück, zwei davon waren Familienväter, deren langjährigen Geliebten die gemeinsamen (außerehelichen) Kinder allein erzogen (Times vom 6.1., 9.1., 11.1.1994 zitiert nach Meyer 1999).

Danach verhielten sich die Konservativen moderater, setzen jedoch allerlei sowohl förderliche als auch repressive Maßnahmen durch, um den ökonomischen Druck auf alleinerziehende Frauen zu erhöhen, wieder ins Erwerbsleben einzutreten. (Das ist weltweit nichts Besonderes, auch in den USA wird selbst unter Präsident Clinton ähnliches betrieben, in der Bundesrepublik sieht die Tendenz jedoch etwas anders aus.) Jedenfalls nahm die ideologische Schärfe nach den Rücktritten etwas ab. Dennoch hatten und haben die Alleinerziehenden in Großbritannien allen Grund, sich als angegriffene gesellschaftliche Gruppe, ja geradezu als „Ausgegrenzte“, zu fühlen.

Was hat das jetzt mit Diana zu tun? Wie anfangs erwähnt wurde auch Prinzessin Diana als „alleinerziehende Mutter“ identifiziert. Zwar lebte sie - wie gesagt - nicht von der Sozialhilfe, ganz im Gegenteil, jedoch fühlte auch sie sich als Außenseiterin der Königsfamilie, nach ihrer Trennung von Charles sah sie sich erst recht ausgegrenzt, wegen ihrer Bulimie und Depression stellte man sie als psychisch Kranke und damit nicht mehr

ernstzunehmende Person hin, der das Königshaus mit Hospitalisierung und Wegschleißung drohte. In ihrem Interview mit der BBC im Jahre 1995, das anlässlich ihres Todes immer wieder gezeigt wurde, brachte sie die Kränkungen vielfach zum Ausdruck. Diana sah sich in der Sündenbockrolle und sprach so eine weitere Parallele zur gesellschaftlichen Situation der Alleinerziehenden an. Sie klagte öffentlich an, wie zerstörerisch es für einen Menschen ist, von seiner Umgebung ausgegrenzt zu werden. In diesen anklagenden Worten dürften viele Alleinerziehende damals ihre eigene gesellschaftliche Isolierung wiedererkannt haben.

Als Diana starb und ihre Identifikation mit den Armen und Leidenden gewürdigt wurde, war die konservative Regierung - zuletzt unter Premier Major - schon abgewählt worden, ein erneuter Kurswechsel also bereits eingeleitet worden. Allerdings bestand von vornherein auch der Verdacht, daß die neue Regierung in vielem mehr auf Modernisierungskontinuität als auf die Wiederbelebung sozialer Sicherheit gesetzt habe.

Selbstvergewisserung des Gemeinwesens über solidarische Werte in Zeiten des Umbruchs

In dieser Zeit der Unentschiedenheit des realen Kurses der neuen Regierung dürften die Trauerreaktionen der Bevölkerung wichtig gewesen sein. Indem Dianas mitmenschliche und fürsorgliche Haltung und ihre Parteinahme für die Ausgegrenzten so hervorgehoben wurden, wurde gleichzeitig darauf insistiert, wie wichtig soziale Werte wieder genommen werden. Wie ich schon dargelegt habe, stellt öffentliche Trauer vor allem Gemeinschaft her. Die Gemeinschaft vergewisserte sich ihrer Werte und Ziele, und diese wurden darauf ausgerichtet, das Vorbild Dianas zum Maßstab weiterer Gesellschaftsentwicklung zu machen: Großbritannien sollte wieder mitmenschlicher und sozialer werden.

Der neue Premierminister Tony Blair verstand den Sinn der Massentrauer augenblicklich: Als Vermittler zwischen dem Königshaus und dem trotzig trauernden Volk rettete er die Monarchie und damit einen ganz wesentlichen britischen Gemeinschaftswert, und in der Trauerfeier setzte er sich sozusagen an die Spitze der Bewegung, machte die verbindende und alles entscheidende „Liebe“ zur transzendierenden Botschaft der Prinzessin und versicherte somit dem „Volk“, daß es den richtigen gewählt habe und er den Idealen der Verstorbenen folgen werde.

Eine Renaissance der Sozialstaatlichkeit allein aus Anlaß der Trauer um Lady Diana ist das sicherlich nicht. Aber als Manifestation des weit verbreiteten Wunsches nach einer Wiederaufwertung sozialer und integrativer Politik dürften die Ereignisse durchaus zu deuten sein. Das hält in der Tagespolitik sicherlich nicht lange vor und schafft auch kaum Konsens in Einzelfragen, bringt jedoch ein etwas günstigeres Klima hervor und macht

es auf diese Weise vielleicht ein bißchen leichter, eine sozialere Politik durchzusetzen, wenn dies ohnehin die beabsichtigte Linie ist.

Wiederaufwertung des Sozialstaats in Großbritannien durch New Labour?

Und wie sieht die praktische Sozialpolitik der Labour-Regierung seitdem aus? Tatsächlich wird der Regierung Blair attestiert, daß sie trotz zurückhaltender Rhetorik einige Schritte zur faktischen Umverteilung zugunsten der Mittel- und Unterschicht und zur Reintegration von Arbeitslosen in Arbeitsmarkt und Sozialstaat unternommen hat. Vor allem die Bekämpfung der Jugend- und Langzeitarbeitslosigkeit wurde angepackt. Das Geld für diesen „New Deal“ - entsprechend der US-amerikanischen Kampagne in den dreißiger Jahren - kam daher, daß man obere Einkommenbezieher steuerlich stärker zur Kasse bat und für die privatisierten Monopolunternehmen eine neue Steuer einführte („Windfalltax“). Private Pensionsfonds werden jetzt höher besteuert, die Mindestrenten sind angehoben. Die Situation von Familien mit niedrigen Einkommen wurde verbessert und ein garantierter Mindestlohn eingeführt. Das System der Sozialleistungen soll in Zukunft mehr auf Bedürftigkeit abgestellt werden, wer sich selbst ernähren kann, soll keine Transferleistungen mehr erhalten (z.B. bei Witwenrenten, Behindertengeld oder Rechtshilfe). Für arme Familien soll das Kindergeld erhöht werden, bei reichen dagegen besteuert. Die Politik gegenüber Alleinerziehenden dürfte weiterhin darauf gerichtet sein, sie zur Erwerbstätigkeit anzuhalten, jedoch im Unterschied zu früher nicht durch ideologische Stigmatisierung und repressive finanzielle Maßnahmen, sondern durch stärker aktive und integrative Anreizmaßnahmen.

4. Und in Deutschland oder anderswo?

Der politische Kurswechsel in Großbritannien ist nicht isoliert zu sehen. Im Herbst 1998 fand er ja auch in Deutschland statt. Mittlerweile regieren in einer Mehrheit der Staaten der Europäischen Union Mitte-Links-Bündnisse, die bei anhaltender Globalisierung im Sinne neoliberaler Tendenzen sich damit abmühen, wie man Standards der Sozialstaatlichkeit bei leeren öffentlichen Kassen erhalten oder für die ärmeren Länder der Union erst ausbauen kann. Die Suche nach dem „dritten Weg“ zwischen ungezügelter Kapitalismus und altem dirigistischen Sozialismus bzw. Sozialdemokratismus kommt allerdings einer Quadratur des Kreises gleich, da eben kein beschäftigungswirksamer Wirtschaftszuwachs zur Verteilung ansteht, sondern sozusagen das „Eingemachte“ umverteilt werden muß.

Bezüglich der Frage nach der Renaissance des Sozialen läßt sich auch für Deutschland behaupten, daß der Sozialstaatsgedanke und auch sonst die Idee

der gesellschaftlichen Solidarität - allerdings nur - „in kleinen Dosen“ wieder wichtiger geworden ist, was sicherlich mit den Integrationsbedürfnissen für Ostdeutschland, dem Regierungswechsel und dem eigenen Anspruch der rot-grünen Koalition zusammenhängt.

Den Tod von Prinzessin Diana dürften die Deutschen sicherlich distanzierter und weniger selbstbetroffen betrachtet und betrauert haben als die Briten. Dennoch zeigt sich in dem globalisierten Interesse eben auch ein mediales und emotionales Zusammenwachsen moderner Gesellschaften, was zumindest für das Projekt Europa von Interesse sein dürfte.